Zwei junge Familien aus der Schweiz haben sich zusammengetan, um zu erforschen, wie beim Wohnen beides möglich ist: den ökologischen Fußabdruck klein zu halten und das Wohlgefühl groß. Die Erkenntnisse sollen Grundlage für eine Gemeinschaft sein, für die es bereits einen alpinen Bauplatz gibt

TEXT —— ELISABETH HUSSENDÖRFER

Wie wollen wir leben?





V.l.n.r.: Amelie, 34, Wolfshündin Elu, Karou, 2, René, 35, Nuori, 3, Michela, 35, Andreas, 35, und Rasmus, 3, im Wohnzimmer ihres gemieteten Bauernhauses. Für die beiden Familien ist das ein „Übergangsdomizil“ - bis der „Space“ für die dann deutlich größere „Community“ bezugsfertig ist

Hell und mit viel warmem Holz – so hatten sich Amelie, René, Michela und Andreas, allesamt Mittdreißiger, ihr Gemeinschaftshaus vorgestellt, das Herzstück ihres Projekts. Jetzt liegen die Pläne der Architektin auf dem Tisch. Silas, 4 Wochen, schläft friedlich bei Mama Michela im Tragetuch, Nuori, 3, und Rasmus sind gerade dabei, unten im Garten ein Erdloch als Revier für einen imaginären T-Rex umzugraben. Und Karou, 2, zieht unterm Besprechungstisch konzentriert ihre Gummistiefel an und aus. Ein guter Zeitpunkt also für die beiden jungen Familien, mal wieder Lagebesprechung zu halten, hier im Büro des gemieteten Bauernhauses, eine halbe Fahrstunde von Zürich entfernt: „Unser Übergangsdomizil, seit letztem Sommer“, wie Amelie sagt. Bis Ende 2022 dann die deutlich größere „Community“ bezugsfertig ist.

Wie wollen wir leben? Mit dieser Frage fing alles an. Amelie war damals 27, wohnte in München, arbeitete als Online-Managerin im Sozialministerium. Sozial, das war ihr wichtig. Doch wann immer sie beim Gang zur Arbeit aufs Ministerium zusteuerte, saßen da Asylsuchende. Nicht ihr Zuständigkeitsbereich. Wirklich nicht? „Die Probleme sitzen vor der Tür“, findet Amelie. Und: „Wie kann das sein, dass wir als soziale Wesen so extrem schlecht darin sind, gemeinsam Dinge zu tun?“ ›

GEMEINSCHAFTLICH WOHNEN

Netzwerk von Gemeinschaften, die auf ähnlicher Basis wie das Living Lab arbeiten: gen-deutschland.de/wer-wir-sind/. Auf den Webseiten des Forums Gemeinschaftliches Wohnen e. V. Bundesvereinigung findet man eine Projektbörse, Publikationen und Regionalstellen. Planern bietet der Verein Erstberatung an (keine Projektbegleitung!): www.fgw-ev.de



Zwischenstation: Bis 2020 haben Amelie und René die halbe Woche in einem „energieautarken" Tiny House gewohnt



„Wir sind ein Living Lab, eine Forschungsstation"

Menschen neigen dazu, die Antwort in der Vereinfachung zu finden, deswegen, sind sich die Bewohner des Übergangsdomizils einig. Hier grün, da wirtschaftsliberal. Hier vegan, da Fast Food. Hier Hausfrau, da Working Mum. Lagerbildung. Lager machen fest. „Am Ende hat es sich jeder in den eigenen Wänden bequem gemacht", sagt Michela. Dabei dürfte doch spätestens seit der Pandemie jedem klar sein, dass es alles anders als gut tut, alleine im Stübli zu hocken!" ergänzt Amelie. Und dass es weder ökologisch noch wirtschaftlich noch sozial nachhaltig sei, dass der allgemeine Trend weiter zum loftartigen Wohnen gehe.

„So ist unser Living Lab entstanden", sagt René. Das was? „Richtig gehört, wir sind eine Forschungsstation!" sagt Amelie, immer bemüht, an einem guten Miteinander arbeiten. Auch, wenn die Stimmung zunächst eher angespannt wirkt an diesem Morgen, bei der Lagebesprechung.

Amelie beugt sich über den Teil des Architekten-Plans mit der Außenansicht, rauft sich die Haare. „Düster", entfährt es ihr. Und dann: „Klobig." „Mir geht es ähnlich", meint Michela nach einem kurzen, nachdenklichen Moment. René denkt derweil laut über Energiekreisläufe nach. „Da sieht es gut aus." Kein Wunder: Das 600 Quadratmeter große Gebäude ist von außen ringsum mit – dunklen – Fotovoltaikplatten bepflastert.

Gut, dass es Andreas gibt, der in solchen Momenten auf seine Art reagiert. „Irgendwie hat das Ganze was von einem Kraftwerk", meint er. Und vielleicht passt diese Anmutung ja sogar besser zu ihnen als das beschauliche, ja, fast konservative Bullerbü …?

„Wahnsinn, wie Andreas die Dinge für sich und uns als Gemeinschaft drehen kann", findet Amelie, für die eine gute Kommunikation der Dreh- und Angelpunkt der Community ist. Kraftwerk, so kommen sie weiter. Auch wenn sich alle schnell einig sind, dass 600 Quadratmeter definitiv zu viel sind. 400, das reicht. Gerade mal 15 Quadratmeter bewohnen die Güttingers – Michela und Andreas – im Obergeschoss des Provisoriums, zusätzlich zu den gemeinschaftlich genutzten Räumen. Etwas mehr ist es bei den Reists im Erdgeschoss, da hängt noch ein Bad mit dran. Ein eigenes Bad. „Völlig überflüssig", wie sich hier alle einig sind. Wo kann Fläche reduziert weiter werden? Und: Braucht es wirklich an allen vier



Die „Tilla“ („Tiny“ + „Villa“) befand sich inmitten eines Mini-Dörfchens. Ein Paradies – eigentlich. Aber auf Dauer hätte die Gemeinschaft gefehlt

Seiten der Fassade Photovoltaik? Fragen, die nach weiteren Lagebesprechungen schreien.

Jetzt aber erst mal Kaffee! Außer für Nuori und Rasmus, die dürfen im Wohnzimmer nebenan einen kleinen Film auf dem Laptop schauen („geil!“). Andreas wuchtet eine eimergroße Alu-Dose auf die Küchenarbeitsplatte, füllt ein paar Handvoll geröstete Bohnen in eine kleinere Dose. Fünf Kilo? „Ja, das ist hier das Maß.“

Alles begann mit Erfahrungen im Tiny House

Sich zusammentun, das spart Ressourcen. Gemeinschaftskochen. Kollektiv genutzter Kleiderschrank. Solche Begriffe fallen jetzt. „Fünf Jeans, nur weil mir modisch nach Abwechslung ist? Was soll das?“ fragt Michela. Einmal heizen, einmal putzen, einmal Miete zahlen und einmal kochen ergibt für alle hier genauso Sinn wie der Betreuungsplan für die Minis, den sie aufgestellt und um ihre Jobs organisiert haben. „Sogar Silas hängt bereits mal bei den anderen im Tragetuch.“

Das Kochen und Einkaufen geht hingegen mehr nach aktuellem Bedürfnis. Jetzt ist es zum Beispiel René, der Bock auf Apfelsaft hat, aber blöderweise keinen mehr findet. „Ich geh mal eben rüber zum Hof“, sagt er.

Vielleicht vierhundert Meter entfernt ist der Bauer, von dem sie einen Teil ihrer Nahrungsmittel beziehen.

Auch Ziegen und Schafe gibt es da. Zum Hof? Das haben auch Nuori und Rasmus gehört. Und Elu, die Wolfshündin. Schon stehen die drei parat – der Laptop-Film kann allein weiterlaufen. Kurz darauf herrscht Ruhe im Haus. „Ungewohnt“, sagt Amelie. Aber auch praktisch, denn so kann sie ein bisschen weitererzählen.

Nach dem Aha-Erlebnis vor dem Eingang des Sozialministeriums kündigte sie damals kurzerhand ihre Wohnung und den Job und lebte dann zwei Jahre gegen Kost und Logis auf Selbstversorgerhöfen, um möglichst viele verschiedene Gemeinschaften kennenzulernen. Danach lebte sie mit ihrem damaligen Freund und heutigen Mann René für fünf Jahre in einer Zehner-WG in einem alten Riegelhaus im Kanton Zürich.

Wieviel Rückzug brauchen wir? Und wo weiter Support durch die Gemeinschaft? In dieser Frage seien die letzten beiden Jahre prägend gewesen. Sie kauften ein energieautarkes Tiny House (Strom und Wärme aus Solarenergie, Wasser in einer Grünkläranlage vor Ort aufbereitet), nannten es Tilla („Tiny“ + „Villa“) und lebten fortan die halbe Woche auf 33 Quadratmetern, zehn Gehminuten vom Bauernhaus entfernt auf einer Wiese inmitten eines Dörfchens. Sie prüften jeden einzelnen Gegenstand, vom Nötigsten durfte nur das Schöne bleiben.

Und es war schön in der Tilla, „wunderschön“. Vor allem auch wegen der Kinder, die in kurzen Abständen kamen. Sie lebten „im Flow“, sagen sie. Zwischen drinnen und draußen, Nähe und Weite, Innigkeit und Freiheit. Aber sie wollten mehr als das alles nur für sich erleben, wollten weitergeben – und gingen daher in den Austausch mit Leuten, die wie sie nach neuen, ungewohnten Lebensformen suchten. Nach etwas, das über die WG und die Tilla und das alles hinausging.

Vor allem junge Familien kamen zu den stets ausgebuchten Seminartagen. Mit im Boot sind zurzeit aber nur Michela und Andreas. „Zu viele Familien mit Minis, das wäre nicht gesund“, sagt René. Auch Senioren wollen sie ab dem kommenden Jahr dabeihaben. Für ein in sich gesundes, tragendes Miteinander, das auf verschiedenen Grundprinzipien basiert. ›

Die Gruppe soll nicht zu groß werden

Jeder gibt die Hälfte seines Einkommens in eine Gemeinschaftskasse, das ist eines dieser Prinzipien. Bereits zweimal hätte man das als schlechten Deal empfinden können. Doch keiner sah das so, als Amelie sich direkt nach dem Einzug ins Provisorium als Kommunikations- und Projektberaterin selbständig machte und die Auftragslage bei ihr zunächst eher dünn war. Und nun, wo der Job läuft, sieht das erst recht keiner mehr so. Inzwischen ist es Michela, bisher als Prozessbegleiterin und Yogalehrerin tätig, die als finanzielle Mitstreiterin ausfällt. Andreas ist Heizungs- und Sanitärfachmann in Teilzeit, René arbeitet tageweise fest-frei als Event-Techniker an der Uni Zürich. Stabilität also.

Der Winter nach dem Verkauf der Tilla und dem Einzug ins Bauernhaus bot für vieles Bedenkzeit. Der ursprüngliche Plan vom „Tiny House-Dorf" mit 16 Wagen war bald vom Tisch, die Idee vom Gemeinschaftshaus mit einer Handvoll Tiny Houses drumherum wuchs.

„Pubertät plus Tiny, das dürfte schwierig werden …", sagt Andreas mit Blick auf die Zukunft. Und auch über die Größe der Gruppe haben sie sich viele Gedanken gemacht: 16 Wohneinheiten, droht das nicht unübersichtlich zu werden? Eingependelt hat es sich jetzt bei acht Dauerbewohnern („Die Gruppe ist groß genug, um was abzufangen") plus zwei Gästen („Für den nötigen Input von außen") plus Kids. Und bei der Erkenntnis, dass sie erst fertig bauen wollen und dann Leute suchen. Leute, mit denen man gesellig vor Panoramafenstern sitzen und auf die Berge schauen kann. „20 Stühle", zählt Andreas beim Blick zu einem an den Küchenschrank gepinnten Detailplan. Und jetzt sagt er nicht „Kraftwerk", sondern einfach nur „Wahnsinn."

Nie hat er sich so gehalten gefühlt wie vor vier Wochen, bei Silas' Geburt hier im Haus. „Schon davor haben wir Rasmus immer wieder zur Übung bei Amelie und René schlafen lassen." Unvergesslich auch: Wie es am nächsten Tag an der Zimmertür geklopft hat und es dann vegane Burger für alle gab. „In solchen Momenten gibt es nur die Gemeinschaft", sagt Amelie.

Jetzt allerdings brauche sie eine Pause, zu viel geredet. Ihre Methode, „das Nervensystem runterzufahren": puzzeln gehen, im Privatbereich. Andreas denkt über eine Runde Box-Sack nach, in der Werkstatt. „Bleibt so viel Zeit?" fragt er, der schon am Mittag mit der Bolognese gepunktet und für den Abend leckere Sesam-Spargel angekündigt hat. Allgemeine Zustimmung, bei den Erwachsenen. Und was Rasmus, Nuori und Karou auf die Frage antworten würden, das ist sowieso klar. Denn die T-Rex-Zone ist inzwischen zum Neubaugebiet erklärt worden, in dem die Bande schon mal für nächstes Jahr übt, mit Bagger und Kran: Löcher buddeln, Erde schaufeln – die Community kann kommen.

ZWEIJÄHRIGE FORSCHUNG

Zur „Reise" von Amelie und René im Tiny House erfahrt ihr mehr auf www.projekt-tilla.de. Hier könnt ihr auch den finalen Report herunterladen. Mehr Infos über das Living Lab („Eine lebenswerte Zukunft für zukünftige Generationen") und die geplante Community gibt's unter www.livinglab.one.

Hat das eine Funktion, oder ist das Schnickschnack? Im Tiny House war Minimalismus angesagt. Vom Nötigsten durfte nur das Schöne bleiben. Und es war schön in der „Tilla". „Wunderschön!"



SO PLANT IHR EINE GEMEINSCHAFT

Kontakt aufnehmen.
In vielen Städten gibt es runde Tische zum Thema gemeinschaftliches Wohnen, die sich regelmäßig treffen.

Ehrliche Prüfung.
Zusammenleben wollen ist eine intime Angelegenheit. Spontane Sympathie genügt nicht. Besucht einander in eurem bisherigen Umfeld.

Kaufen oder mieten?
Vorteil beim Kauf: Bauliche Veränderungen sind eher möglich.

Zuständigkeiten definieren.
Zum Beispiel beim Thema Putzen.

Lebensform thematisieren.
Kommuniziert so viele Details des konkreten Miteinanders wie möglich im Vorfeld. Wer wann wie was einkauft. Oder: am Wochenende frühstücken wir gemeinsam.

FOTOS: privat; ILLUSTRATIONEN: stock.adobe.com

